

Bernhard Freemann (1912 - 1974)

Seehundsjagd an den Sanden der Nordsee

Dem gerechten Jäger geht es bei der Jagd nicht nur um den Schuss, sondern ebenso sehr und vielleicht noch mehr um ein Erleben der großen, freien Natur. Je tiefer er eindringt in das Tausendfache der Wechselbeziehungen da draußen, je mehr ihm die ewigen Gesetze der Natur, das uralte Stirb und Werde offenbar werden, und je klarer er das Wesen und die Ureigenheiten des Wildes zu sehen und verstehen lernt, desto schauender wird er, desto größer wird seine Ehrfurcht vor dem ursprünglichen Hohen und Schönen und desto tiefer und freudiger sein Naturerleben. So verstehe ich vollkommen jede Jäger, die Jahr für Jahr hinausfahren in die weite Unendlichkeit des Meeres, um da draußen an den Sanden und Bänken den Seehund zu beobachten, nicht um ihn zu erlegen, sondern um ihn in der großen Weite und Einsamkeit verstehen zu lernen.

Es ist etwas eigenartiges um eine solche Jagdfahrt in See. Möge dieser oder jener Waidgenosse, der noch nicht mit der Büchse aufs Meer hinausgefahren ist, uns bei diesen Zeilen in Gedanken zur Nordsee folgen, und möge ihm diese Schilderung Anreiz sein, einen vielleicht schon längst gehegten, heimlichen Wunsch in der nächsten Jagdzeit zu verwirklichen und selbst einmal hinausfahren, um zu einem neuen, wunderbaren Jagderleben und zu unerkannten Waidmannsfreuden zu kommen. Jene wenigen Jäger aber, die schon draußen an den Sanden jagten, mögen sich dieser herrlichen Jagdstunden einmal wieder erinnern.

Es ist 6 Uhr. Peter, mein Jagdfreund, und ich klettern den Deich zum Wremer Tief hinauf. Soeben hat die Ebbe eingesetzt, mit der wir in See wollen. Da liegt die „PG 394 Preziosa“. Der Motor läuft. An Deck steht Emil Harms, unser Führer, mit seinem Decksmann, der gerade das Beiboot festmacht. Die Begrüßung ist nur kurz, aber herzlich. Schon sind die Haltetaue gelöst, und langsam gleitet der Kutter in die Mitte des Tiefs und wendet sich, den vielen Krümmungen des Fahrwassers folgend, dem freien Wasser zu. Im Watt ist das Fahrwasser durch Staken gezeichnet. Besorgt geht Emils Blick zur Windfeder. Der Wind ist von Südwest nach West umgesprungen. „Wenn de noch wieder dreiht, den wordt schlecht mit de Hunnen“, meint er. Das weiß ich nun auch. Gestern Abend hatten wir alles besprochen. Bei West- und Nordostwind steht der Wind von den Sanden, die wir anlaufen wollen, zum Wasser, und es ist bei dem feinen Witterungsvermögen des Seehundes sehr unwahrscheinlich, dass wir dann überhaupt zu Schuss kommen.

Der Kutter macht gute Fahrt. Schon haben wir das Wurster Fahrwasser erreicht und nehmen jetzt Nordwestkurs. An Steuerbordseite (rechts) sichten wir noch einige Kutter. Die Sonne bricht hin und wieder durch die Wolken. Es ist leicht diesig. Möwen begleiten uns. Ein Schof Enten streift über die Wellen und entschwindet langsam unseren Blicken. Immer mehr versinkt das Festland im Frühdunst. Gleichmäßig tuckend zieht die „Preziosa“ durch die graugrünen Wogen. Emil steht am Steuer, ein Fahrensmann mit Leib und Seele. Er ist zugleich Vormann des Rettungsbootes vom Wremer Tief. Kurz vor Weihnachten bei Windstärke 12 sah ihn der Leuchtturmwärter weit draußen mit dem Rettungsboot kopfüber, kopfunter um die Sandbänke fahren, ohne dass ein Schiff in Seenot gewesen wäre. Als er nachher gefragt wurde, weshalb er bei dem Orkan mit dem Rettungsboot hinausgefahren sei, erklärte er, er habe Befehl erhalten, das Boot mal bei schlechtem Wetter auf seine Seetüchtigkeit zu prüfen.

Wir laufen an der Robbenplate vorbei und nehmen Kurs auf das Dwarsgatt. Backbord voraus taucht der Hohe-Weg-Leuchtturm auf. Schon längst ist das Land am Horizont verschwunden. Ringsum das weite graugrüne Wasser. Hin und wieder ein Leuchtturm oder eine Boje. Schnee-weiße Seeschwalben stoßen pfeilgeschwind herunter aufs Wasser. Weit vorn ziehen Brand-

gänse vorüber. Leichter Dunst liegt über dem Wasser. Der Wind ist nicht stark, und doch geht eine Dünung durch das Gatt. Schon gehen die ersten Spritzer über das Vorderdeck. Schnell bringen wir unsere Büchsen in Sicherheit. Der Kutter rollt. Hei, wie das Beiboot hinten tanzt!

Wir stehen bei Emil auf dem Achterdeck, und der erzählt von früheren Fahrten. Anderthalb Stunden sind wir nun gefahren. „Glieks wöd ji woll de ersten Hunnen sehn“, meint er. Backbord voraus taucht eine Sandbank auf, West-Eversand. Wir kommen näher. Da – deutlich erkennbar – dunkle Punkte auf dem hellen Sand! Glas hoch! Hunde! Sieben, acht, ...vierzehn Hunde zähle ich. Und jetzt auch im Wasser. Da taucht ein dunkler Kopf auf, und weg ist er wieder. Emil dreht nach Steuerbord ab. „Wi wüllt erst no de Tegeler Plat.“ Der Wind ist noch weiter nach Norden bis auf Nordwest gesprungen. Mit diesem Wind von der Tegeler Plate einen oder gar mehrere Hunde zu schießen, ist so gut wie ausgeschlossen. Emil hat es sich folgendermaßen überlegt: Wir kommen mit dem Kutter aus Nordost, also mit gutem Wind, und steuern langsam die Tegeler Plate an. Die Hunde, die sich auf dem Sande sonnen, werden, sobald wir auf 60 bis 80 m herangekommen sind, ins Wasser rutschen und wegtauchen. Die beiden Schützen sollen nun vom Schiff aus auf die sicherlich nahe beim Kutter wieder auftauchenden Hunde schießen.

Noch sehen wir nichts. Der Motor arbeitet gleichmäßig, aber leider geht dadurch auch ein gleichbleibendes Zittern durch das Schiff. Zudem tun die grünen Nordseewogen ein übriges, um den Kutter ins Stampfen zu bringen. Wir sind uns jedenfalls darüber klar, dass der Schuss von den schwankenden Brettern auf den Hund selbst auf kurze Entfernung nicht leicht sein wird, zumal auch der Hund mit der Dünung auf und ab geht und der Schütze doch nur auf den Kopf halten kann, der kaum ein größeres Ziel als eine geballte Faust bietet. Zu langen Betrachtungen bleibt uns jedoch wenig Zeit. Schon ist an Steuerbordseite wieder ein Sand aufgetaucht, die Tegeler Plate, und jetzt erkennen wir mit dem Glase ganz deutlich an einer besonders steilen Stelle eine ganze Herde von Seehunden. Dreißig Hunde mögen es sein. Ein wunderbares Bild! Langsam, etwas 50 m von der Sandbank abhaltend, nähern wir uns den Robben. Die Pepetierbüchse wird geladen und entsichert. Peter und ich stehen auf dem Vorderdeck.

„Wie weit sollen wir auf die Hunde schießen?“ - „Dat möt Se sülbst weten. So, dat de Hund ligt. De Hund mutt liggen! Un bloß up'n Kopp hollen. Ober nich wieder as 25 m, sons krieg em doch ne.“ Wir wissen es, die Entscheidung über Waidmannsheil oder nicht wird in den nächsten Minuten fallen, und zum Schuss selbst werden uns nur einige Sekunden zur Verfügung stehen. Da gilt es, schnell und vor allen Dingen überlegt und ruhig zu handeln. War ich auch äußerlich ruhig, so muss ich doch gestehen, dass ich schon jetzt den uralten Kampf mit dem Jagdfieber ausfocht, der sich aber glücklicherweise mehr zu meinen Gunsten wandte, je näher wir den Robben kamen. Langsam nähert sich der Kutter dem Sand. Noch 100 m mögen es sein, da wird die Seehundherde unruhig. Bei 100 m rutschen die ersten Hunde ins Wasser, und bald ist die Sandbank leer. Kaum dass ich noch ein paar Aufnahmen bekomme.

Nun heißt's aber aufpassen! Peter nimmt die Backbord- und ich die Steuerbordseite. Der Motor wird gedrosselt. Emil und sein Decksmann stehen neben dem Beiboot. Da! Vorn taucht ein Hund auf. Auf 50 m etwa. Aber kaum erscheint der Kopf über Wasser, da ist er auch schon wieder verschwunden. Nun Backbord voraus. Weg ist er wieder. Jetzt bei mir an der Steuerbordseite. Ich erkenne deutlich die Zeichnung des Kopfes, fasse Kimme und Korn – „Nich scheeten! Erst knipsen!“ ruft mir Emil zu, dem ich zuvor gesagt hatte, dass ich gern ein paar Bilder machen würde. Schnell, wenn auch mit einiger Überwindung, nehme ich den Photoapparat und belichte, wie der Hund sichernd am Kutter vorbei schwimmt (Abb. 1). Mit dem

Schuss ist es natürlich vorbei, aber ich habe nun hinterher doch viel Freude gerade an dieser Aufnahme, die – wenn auch stark vergrößert – den Hund gut wiedergibt.



Abb. 1. „... wie der Hund sichernd am Kutter vorbeischwimmt“

Wieder taucht an der Backbordseite ein Kopf aus dem Wasser. 30 m mögen es sein. Schon reißt Peter die Büchse hoch. Jetzt wird der Hund tauchen – nein! Peng! - Bravo! Rot ist das Wasser vom Schweiß, wo eben der Hund auftauchte. „Boot los!“ schreit Emil. Die Riemen greifen aus, und in wenigen Sekunden ist er beim Hund und zieht ihn ins Beiboot.

Da taucht an der Backbordseite vorn wieder ein Hund auf. Blitzschnell hebt Peter die Büchse, und schon peitscht der Schuss über das Wasser. Donnerwetter! Zunächst ein Wirbel, und wieder färbt sich das Wasser im weiten Umkreis rot. „De ligg!“ ruft Emil, und es klingt so etwas wie Anerkennung heraus. Schnell ist er beim Hund und zieht ihn ins Beiboot.

Bedächtig rudert er zum Kutter zurück. Er hat jedoch noch nicht angelegt, da taucht bei mir vorn ein Hund auf. 25 m mögen es sein. Büchse hoch und durchkrümmen ist fast eins. Spitz von vorn, das ist übel, aber es muss gehen. Auf spritzt und wirbelt das Wasser (Abb. 2). Doch als sich die Stelle glättet, da ist die See zum dritten Male gefärbt vom Schweiß des Seehundes. Emil hat den Schuss nicht beobachten können. Im Nu hat er sich überzeugt und weiß auch, dass er den Hund mit Beiboot vor dem Absacken nicht mehr erreicht. Schon geht der Motor auf volle Touren und der Kutter schießt auf den Hund zu. „Haken klar!“ ruft der alte Fahrensmann, und gleich darauf hat er mit dem langen Seehundshaken den Hund gefasst.



Abb. 2. „Auf spritzt und wirbelt das Wasser“

Wir hätten sicher noch einen auftauchenden Hund schießen können. Aber es ist genug. Den letzten wollen wir auf der Sandbank erlegen. Und wenn das bei dem schlechten Wind nicht glücken sollte, dann sind wir auch so zufrieden und glücklich, denn schließlich kommt es nicht auf die Menge des erlegten Wildes an. Wir stehen auf dem Achterdeck neben den drei Hunden und stärken uns mit einem kräftigen Trunk, während der Kutter Kurs auf die Sandbank nimmt, auf der wir zuerst die Hunde sahen.

Es ist inzwischen 8.30 Uhr geworden. Die Sonne hat sich durch den Dunst gekämpft, und es ist strahlendes Wetter. Von Steuerbord über das Dwars Gatt hinweg grüßt der Hohe-Weg-Leuchtturm zu uns herüber. 50 m vor der Sandbank gehen wir vor Anker. Das Beiboot wird losgetäut und bringt uns nach drüben. Die letzten Meter müssen wir durchs Wasser waten, dann sind wir auf dem trockenen Sand. Emils Decksmann bleibt beim Boot zurück. Überall durch den Sand laufen Priele, die aber nur flach sind. Emil macht zunächst seinen Seehundshaken „klar“, eine etwa 8 m lange Bambusstange mit spitzen eisernen Haken am Ende, womit der Seehund

gehakt und aus dem tiefen in seichteres Wasser gezogen wird. An der Sandbank vorbei läuft nämlich ein tiefer Priel mit starker Strömung, so dass man höchstens 3 bis 4 m ins Wasser hineinkann. Der Seehund, der 10 m von der Bank geschossen wurde, wäre also schon ohne den Seehundshaken verloren. Im Gänsemarsch überqueren wir den schmalen Sand und nähern uns vorsichtig dem Wasser. Bis zur Wasserfläche fällt die Bank etwa 2 m steil ab, und es könnte leicht sein, dass sich unten am Wasser noch einige Hunde sonnten. Aber der Wind ist zu schlecht. Kein Hund ist da. Jetzt müssen wir, so schnell es geht, zu Seehunden werden. Emil liegt ganz nahe am Wasser, wir Schützen rechts von ihm, etwa zehn Schritt zurück, unsere passionierten Begleiter links. So haben wir freies Schussfeld. „De Hund mut bit op tein Meter an 'n Sand kommen, sonst krieg ick em nich“, sagt Emil. „Und no rechts scheeten, sons krieg he Wind, und denn is ut.“ Aber noch ist kein Hund zu sehen. Wir werden noch einmal kräftig ermahnt, ja keine rasche und „nichtseehundgemäße“ Bewegung zu machen, die Beine nicht zu spreizen usw. (Im kritischen Moment hatte ich aber anscheinend doch diese Mahnung vergessen, siehe Abbildung 3).

Ein paar Minuten haben wir wohl gelegen, als draußen, vielleicht 100 m weit, in der Rinne ein Hund auftaucht, die Nase steil aufgerichtet und den Wind prüfend. Gott sei Dank; dort rechts kann er unseren Wind nicht bekommen! Wir liegen unbeweglich. Langsam kommt der Hund dem Sand näher. Jetzt taucht er wieder, um nach einiger Zeit nur noch 50 m von uns entfernt mit dem Kopf aus der Flut wieder zu erscheinen. Weiter draußen tauchen weitere Köpfe auf. Emil beginnt zu locken. Der Oberkörper beugt sich in rhythmischen Bewegungen. Der Hund vor der Bank kommt geradewegs auf uns zu geschwommen. Von Zeit zu Zeit taucht er, kommt aber stetig näher. 20 m trennen ihn noch vom Sand. Schlechter wird der Wind. Der Hund will augenscheinlich nach links und sich Wind holen. Er taucht. Wieder pulst das Jagdfieber durch die Adern. Wo wird er auftauchen? Aha, noch rechts, 10 bis 12 m sind es von ihm bis zum Sand. Kimme und Korn sind zusammen. Der Finger krümmt sich, der Schuss bellt los (Abb.3).



Abb. 3. „Der Finger krümmt sich, der Schuß bellt los“

Wie der Wind ist Emil auf den Beinen, ergreift den langen Seehundshaken und stürzt ins Wasser. Schon hat der Haken den Hund gefasst.



Abb. 4. „Langsam zieht Emil ihn zu sich ins seichte Wasser“

Langsam zieht Emil ihn zu sich ins seichte Wasser (Abb.4) und kommt nun schmunzelnd damit auf den Sand. Es ist ein alter,

schwerer Seehund, und unsere Freude ist groß. Emil erklärt uns noch, dass er den Hund stets von hinten hakt, da dieser, sofern er nur krankgeschossen ist, was allerdings bei Kopfschüssen wohl selten vorkommt, sobald er gehakt wird, zu entkommen versucht. Würde der Hund vorn gehakt, so wäre es ihm ein leichtes, durch Vorschießen sich vom Haken zu befreien. Bei einem starken, schwer krankgeschossenen Hund ist es unserem Seehundsführer einmal passiert, dass der bereits gehakte Hund ihm durch blitzschnelles Drehen die Baumbusstange abwandte und mit der vorderen Hälfte wegtauchte. Da nun aber ein schwerkranker Hund blindlings hierhin und dorthin schießt, so gelang es, ihn, als er wieder ganz nah am Sand auftauchte, mit einem zweiten Schuss zu strecken. - Der Hund wird auf der Bank sofort aus der Decke geschlagen. Der Speck unter der Decke gehört dem Schiffer, wird nachher ausgebraten und gibt guten

Tran. Froh gehen wir dann über den Sand zurück. Das Beiboot wartet und bringt uns zurück auf den Kutter.

Es ist nun 9.30 Uhr. Wir fahren zurück zur Tegeler Plate und laufen genau die Stelle an, an der wir vorher die Hunde sahen. Die Sandbank fällt hier ganz steil zum Meer hin ab, so dass wir mit dem Kutter bis dicht an den Sand heranfahren können. Schnell springen wir vom Schiff hinüber. Ein Anker wird mit zum Sand hinübergeworfen, damit der Kutter bei aufkommender Flut nicht abtreibt und wir auf der Bank, sofern wir das abtreibende Schiff nicht noch schwimmend erreichen, uns nicht einem ungewissen Schicksal ausliefern. Oben im Sand steht von den Hunden Eingriff an Eingriff. Überall haben die Robben hier gelegen. Von der hohen Kante vermögen sie auf der abschüssigen Bahn schnell ins tiefe Wasser zu gelangen. Emil erklärt uns, dass die Seehunde stets solche Steilküsten bevorzugen.

Die Tegeler Plate liegt im strahlenden Sonnenlicht vor uns. Soweit das Auge blickt, heller Sand mit der typischen Riffelung. Und zu beiden Seiten und hinter uns das endlos weite Meer. Verschwommen ist über den Sand hinaus der Rote-Sand-Leuchtturm zu erkennen. Linker Hand bietet der Turm auf dem hohen Weg dem über die große Weite wandernden Blick einen Halt. Eintöniges Meeresrauschen empfängt uns. Nie habe ich Weite, Stille und Einsamkeit mehr empfunden als hier draußen im Meer auf einem kleinen Sand.

Ich bleibe allein bei dem Fischer zurück, die anderen Herrn wandern über die Sandbank, die sich 3 bis 4 km weit erstreckt. Emils Decksmann wird sie rechtzeitig zurückführen. Zunächst schaffen wir die Seehunde auf den Sand, wo sich Emil sofort an die rote Arbeit macht. „Wi hebbt wirklich Dusel hat“, meint er, „dat geit nich immer so wie hüt. Manchmal freut man sich ock, wenn man bloß een Hund mitbringen dä.“ Und nu, wo ich mich im Sand neben ihm niedersetze, erfahre ich, dass unser Seehundsführer schon über 300 Hunde erlegt hat. Bei diesen Fahrten hat er die Robben so genau beobachtet, dass ihm wohl schwerlich etwas entgangen sein dürfte. So erzählt er denn, dass die Seehunde eine ungemein feine Nase haben. Bei schlechtem Wind ist es so gut wie ausgeschlossen, einen alten Hund an die Bank zu locken. Die jungen Hunde sind zwar neugierig, werden aber meist von den alten bewacht. Sehr interessante Sachen hat Emil erlebt. Eine ganz Herde Robben näherte sich einmal der Bank, auf der er lag. Besonders die Junghunde hatten es eilig, zu ihren vermeintlichen Artgenossen oben auf den Sand zu kommen. Der Wind stand seitwärts zum Wasser. Ein alter Hund schwamm sofort das Gatt hinauf, seitlich, bis er Wind bekam. Als bald hob er sich schnell aus dem Wasser, klatschte zurück und tauchte. Wie auf Kommando waren alle Hunde verschwunden. Ein andermal, als wieder Althunde mit ihren Jungen auf einen Sand zu schwammen und ein Althund sich Wind holte und sofort die Herde warnte, wollte ein junger Hund dennoch weiter zur Bank. Sofort aber tauchte die Mutter auf, steilte im Wasser hoch und drückte mit ihrem Körpergewicht ihr Junges unter Wasser. Dieses wiederholte sich mehrere Male, bis das Junge in Sicherheit war. Rührende Geschichten von Mutterliebe wusste der alte Seehundsjäger von den Robben zu berichten. Zuweilen überraschte er an den Steilseiten der Sandbänke sich sonnende und schlafende Junghunde. Schon wenn er bis auf wenige Meter sich dem schlafenden Hund genähert hatte, kam die Mutter noch wieder auf den Sand, um ihr Junges zu retten. Zu äugen vermögen die Seehunde anscheinend weniger gut. So behauptet Emil, das er, sofern der Wind gut ist, jeden Hund bis auf wenige Meter heranlockt. Allerdings darf man dann keine „nichtssehundgemäße“ Bewegung machen. Eine solche Bewegung, z.B. Spreizen der Beine oder Heben eines Armes, genügt, um die Robben zu vergrämen. Daraus darf man wohl schließen, dass der Seehund sehr wohl die Gesamterscheinung eräugt und aufnimmt, jedoch weniger die Einzelerrscheinungen wahrzunehmen vermag. Auch scheint der Farbensinn bei den Robben weniger ausgeprägt zu sein. Es wäre interessant, hierüber genauere Beobachtungen anzustellen.

Emil hat inzwischen seine Arbeit beendet. Die Decken werden gespült und an Deck gebracht. Die Seehundsleber aber kommt in einen Topf und soll am Abend gegessen werden. Auf meinen etwas zweifelnden Blick hin versichert mir Emil, dass Seehundsleber ein Leckerbissen sei. Nun zieht unser Seehundsführer sich um, denn beim letzten Hund musste er ja bis zur Brust ins Wasser. Und jetzt erst beginnt er in aller Gemütsruhe zu frühstücken (Abb.5).

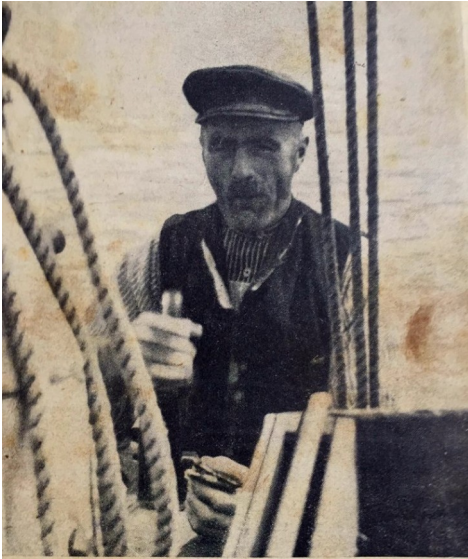


Abb. 5. „Und jetzt erst beginnt Emil in aller Ruhe zu frühstücken.“

Wir nehmen beide auf dem Achterdeck Platz. Leise wiegt die Dünung unseren Kutter. Weit hinten auf der Sandbank erblicken wir wie dünne, schwarze Striche unsere anderen Begleiter. Früher, erzählt Emil wieder, fing er häufig auch die jungen Hunde lebend, die er dann an Tiergärten usw. gab. Er pürschte dann nicht von der Wasser-, sondern von der Sandbankseite her die Hunde an. Aber auch bei gutem Wind war das schwierig, denn meist stellen die Hunde auch oben an der Kante zum Sand hin Wachen aus. Häufig aber ist es so, dass die alten Hunde, sobald bei Ebbe der Sand freiläuft, ihre Jungen auf die Bank bringen. Zunächst bleiben sie noch eine Weile bei ihnen, lassen dann aber ihre Jungen auf der Bank zurück und gehen auf Nahrungssuche. Die jungen Hunde schlafen ein und lassen sich von einem gewandten Jäger überraschen. So überraschte Emil einmal vier schlafende Junghunde, die nicht sehr weit vom Wasser

entfernt lagen. Er packte den ersten hinten an den Flossen und zog ihn weiter den Sand hinauf. Während dessen versuchten die drei anderen, ins Wasser zu kommen. Aber immer der, der am dichtesten am Wasser angelangt war, wurde wieder von ihm gepackt und den Sand hinaufgezogen. „Dat wer eene verdübelte Sok“, meint Emil. Schließlich, nach einer Stunde Wettlaufens etwa hatte er die vier Hunde so weit oben, dass sich ihm nicht entkommen konnten. „Beißen die Hunde denn nicht?“ Wohl konnten die Robben beißen, erklärte Emil, aber natürlich nicht, wenn man sie hinten an den Flossen fasse. Außerdem geben die jungen Seehunde das Beißen bald auf, wenn sie sich von dessen Nutzlosigkeit überzeugt haben. Er hätte sie zuerst immer auf ein Stück Holz beißen lassen, bis sie bald aufgegeben hätten. Nachher seien die Junghunde anhänglich und zutraulich.

Das Frühstück haben wir inzwischen beendet. Dann schütten wir noch einige Eimer Seewasser über die erbeuteten Decken, damit sie nicht trocken werden, und springen dann zur Sandbank hinüber. An der Kante, wo der Sand noch feucht ist, werden die Füße förmlich festgesogen. Saugsand! Von der Tegeler Plate, die jetzt so friedlich daliegt, weiß unser alter Schiffer schaurige Sachen zu erzählen. Bei den Herbststürmen, wenn die Nordseewogen turmhoch darüber weggehen, werden in jedem Jahr einige Schiffe auf diese Bank geworfen. Die Mannschaft bindet sich dann hoch oben in den Masten fest, gibt Notsignale und schaut nach einem Rettungsboot aus, während See auf See über das Schiff hinwegfegt und jeder Brecher das Ende bringen kann. Von den unheimlichen Stößen der Nordseewogen wird das gestrandete Schiff meist in kurzer Zeit zerbrochen. Der Saugsand tut dann das Seinige. Langsam verschwindet das Schiff im Sand. Weit über hundert Schiffe liegen im Saugsand der Tegeler Plate begraben. Eine schön geschnitzte Galionsfigur vom Steven eines französischen Seglers, der auch hier strandete, befindet sich noch an Emils Haus, der diese von einer Rettungsfahrt mit an Land brachte. Überhaupt sind das Meer und die Sande längst nicht so friedlich, wie es heute scheint. Erzählungen von Robbenjägern, die hier von Gewitterböen und vom Wasser überrascht wurden und ertranken, tauchen auf. Springflut, plötzlicher Nebel, alles das wird lebendig. - Der

Sand auf der Plate ist so fest, dass es ordentlich schmerzt, wenn man mit bloßen Füßen darüber hingeht.

Gegen 12 Uhr kommen auch unsere Fahrgenossen zurück. Oben auf der Bank hatte sich allenthalben Strandgut angefundenes. Einige Sachen davon werden mitgebracht. Der Strom hat inzwischen gekentert. Der Anker wird hochgezogen, der Motor angelassen, und dann geht es mit der ansteigenden Flut zurück durch das Dwars Gatt in das Wurster Fahrwasser. Der Himmel bewölkt sich mehr und mehr. Immer neue Wasservögel tauchen auf. Hin und wieder erscheint aus dem Wasser ein Seehundskopf, äugt aus respektvoller Entfernung neugierig herüber und verschwindet wieder in den graugrünen Fluten. Wenn Kreuzseen den Kutter treffen, so holt er schwer über, so dass das Deck zeitweise unter Wasser steht. Wir stehen am Ruder neben Emil, der nicht müde wird, auf alle unsere Fragen zu antworten. Vor dem Reichsjagdgesetz war die Jagd hier draußen frei. Damals gab es berufsmäßige Seehundjäger, die Tag für Tag auf Robbenjagd hinausfuhren. Der Schrotschuss auf den Hund war gang und gäbe. Auf den Abschuss eines jeden Hundes war eine Prämie gesetzt, wie es nach Aussage unseres Schiffers heute noch in Holland sein soll. Wir wollen nicht vergessen, dass der Seehund ein arger Feind des Fischers ist, der den Fischen nachstellt und sich besonders durch das Zerreißen der Netze verhasst macht. So wird denn auch heute nach dem Reichsjagdgesetz ein gewisser Prozentsatz von Robben zum Abschuss freigegeben. Nach Feststellungen der Kreisjägermeister beträgt die Anzahl der Hunde im Gebiet der Weser- und Elbmündung sowie im Inselgebiet von Wangerooge, Langeoog, Baltrum, Norderney, Juist und Borkum etwa 900. Davon werden rund 200 Hunde freigegeben. Unser Fischer meint allerdings, die Zahl der Hunde sei noch weit größer. Es ist sehr zu begrüßen, dass die wilde Räuberei auf See endgültig vorbei sei. So wurden damals auch auf der See und zwischen den Sanden die Enten, die sich hier zu Zehntausenden zur Mauser sammelten, von schnellen Booten „zusammengetrieben“ und dann beschossen. Emil erinnert sich, dass manchmal an einem Tage 800 bis 1000 Enten mit an Land zurückgebracht wurden. Er sagte, dass besonders während der Kriegsjahre diese „Anfuhr“ sehr erwünscht gewesen ist. Ich habe mich am Abend durch Photos überzeugen können, dass er wirklich nicht übertrieben hat. Wie bei der „Entenjagd“ wurden aber auch die Hunde mit schnellen Booten gehetzt, was natürlich heute verboten ist. Durch die auferlegte Schonung ist schon heute, nach wenigen Jahren, eine ganz bedeutende Zunahme sowohl der Enten als auch der Robben zu spüren.



Abb. 6. „Vier silberblaugraue Decken brachten wir an Land“

Langsam nähern wir uns dem Wremer Loch und laufen dann in das durch Staken gezeichnete Wremer Tief ein. Die Watten zu beiden Seiten sind kaum untergelaufen. Über den Deich lugt der Wremer Kirchturm. Genau um 14 Uhr wird der Kutter vertäut. Die Frau und die Töchter unseres Schiffers sowie zahlreiche Wremer Einwohner und Badegäste verfolgten aufmerksam das Landen unserer Trophäen. Vier silberblaugraue Decken brachten wir an Land (Abb. 6).

Auf einer Karre unternahm Emil dann die Weiterbeförderung nach seinem nahen Hause. - Am Abend fanden wir uns wieder zusammen, probierten die Seehundsleber, die, von der Frau unseres Schiffers zubereitet, ganz ausgezeichnet schmeckte, und verlebten bei kreisendem Becher noch einige schöne Stunden, in denen das ganze herrliche Waidwerk auf hoher See noch einmal lebendig wurde. Zu fortge-

schrittener Stunde verriet Emil uns, dass er zu Beginn unserer Fahrt noch sehr skeptisch gewesen sei. Wir wären ihm zu schussicher gewesen, und er hätte uns herzlich gern einen Freischuss gegönnt. Er erkenne nun aber jedoch ohne weiteres unsere Schussicherheit an und nehme uns, sofern wir im nächsten Jahr wieder eine Seehundsjagd planen, gern auf seinem Kutter mit hinaus. Anders wäre es allerdings mit zwei anderen Herren, die einfach nicht den Finger krumm machen konnten, obgleich er sie glänzend zu Schuss gebracht hätte. Er habe sich furchtbar geärgert und diesen beiden auf ihre Anmeldung zur Seehundsjagd geantwortet, es täte ihm leid, er hätte Frieden mit den Seehunden geschlossen, und den könne er doch nicht brechen. „Dat is doch Vertragsbruch, nich?“ sagt Emil ganz ernst, während ihm der Schalk aus den Augen blitzt. So sehe ich ihn heute noch.

Allen Waidgenossen aber, die neben dem deutschen Wald auch einmal die deutsche See in ihrer Weite und Einsamkeit, in ihrer Stille und Wildheit mit ihrem Wild kennenlernen möchten, rate ich, an die Nordsee zu kommen, um hier neue und schöne Waidmannsfreuden zu finden.

